

MILENA JESENSKÁ

Alles ist Leben [Feuilletons]

Erstdr. 1919, 1922, 1925



MILENA JESENSKÁ

Geb. 1896 in Prag, gest. 1944 im KZ Ravensbrück

Die Tochter des angesehenen Prager Kieferchirurgen Jan Jesenský (1870–1947) maturierte 1915 am Prager „Minerva“, dem ersten Mädchengymnasium Mitteleuropas. I. J. 1918 heiratete sie gegen den Willen ihres Vaters den zehn Jahre älteren Ernst Polak (1886–1947) aus dem Kreis der Prager deutschen Literatur und übersiedelte mit ihm nach Wien. Die dort verfaßten Zeitungsberichte für die Prager „Tribuna“ (Tribüne) und die „Národní listy“ (Nationalblätter) begründeten ihre spätere Karriere als Journalistin. Mit der 1920 in der Prager Wochenschrift „Kmen“ (Stamm) abgedruckten und von ihr übersetzten Erzählung „Der Heizer“ wurde die tschechische Rezeption des Werkes von Franz Kafka eingeleitet. 1925 kam die von Polak geschiedene Milena nach Prag zurück, wo sie in den Kreisen der „Devětsil“-Avantgarde verkehrte und sich als Gesellschafts- und Modejournalistin einen Namen machte. In der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre entwickelte sie sich zu einer hellstichtigen politischen Kommentatorin und Reporterin, die auf die von Hitler und den Nationalsozialisten ausgehende Gefahr hinwies. Wegen ihrer Arbeit im Widerstand wurde Milena, die bedrohte Tschechen und Juden aus dem Land schmuggelte, nach Errichtung des Protektorats Böhmen und Mähren (1939) verhaftet und ohne Urteilsspruch von der Gestapo ins KZ Ravensbrück gebracht, wo sie 1944 starb. Die erste umfassende Auswahl ihrer Feuilletons erschien 1984 in deutscher Übersetzung unter dem Titel „Alles ist Leben“ in Frankfurt am Main. Trotz des Bemühens um Ausgewogenheit kam Jesenská in ihrer Beurteilung der Stadt und den Analysen der Wiener zu ähnlichen Schlüssen wie Josef Svatopluk Machar.

WIEN

Wien, den 27. Dezember [1919]

Am besten unters Federbett kriechen, sich bis zu den Ohren zudecken und erst nach den Feiertagen hervorkommen. Auf diese Weise gedachte ich Weihnachten zu feiern! Und merkwürdig: Was in Prag, in Berlin, in jeder anderen Stadt schon monatelang eine Katastrophe wäre, was anderswo Demonstrationen, Geschrei, Proteste und vielleicht sogar eine Revolution auslösen würde – das erträgt man hier in völliger Ruhe, mit halb stumpfer, halb humorvoller Resignation. Spricht ein Wiener davon, macht schon seine Sprache über alles Witze, jedes Wort kullert leicht und komisch über die Lippen, auch wenn er schimpft, droht oder zürnt; letztlich ist alles einfach nicht ernst gemeint.

Es gibt kein Brennmaterial, keine Kohle, kein Holz, keinen Koks. Die Züge fahren im ganzen Land nicht, die Fabriken stehen jeden Augenblick still, die Geschäfte schließen um fünf Uhr, in den Restaurants und Kaffeehäusern brennt ab acht Uhr ein flackerndes Karbidlämpchen. Bald soll der elektrische Strom für den privaten Verbrauch gesperrt werden, so daß wir mit Kerzen leuchten müssen, die nicht zu haben sind! Zum Heizen gibt es nichts, zum Essen gibt es nichts. Tausende gehen täglich in den Wienerwald nach Holz und bringen nasse Äste heim, die im Ofen wortwörtlich kochen und natürlich keine Wärme geben. An den Endstationen der Trambahn in den Vororten warten geduldig Menschengruppen mit Taschen, Säcken und Rucksäcken voller Holz; Frauen, Greise, Kinder, mit schweren Lasten. Im Dunkeln wirkt diese Menge grotesk bis zum Erschauern, wie ein sich geheimnisvoll bewegendes Wald. Unter der Holzlast sind die Menschen kaum zu sehen. Alle zwängen sich einer nach dem anderen mit Eselsgeduld in die Elektrische, die Hände froststarr, die Glieder zerschlagen und zerschunden, der Fahrer erträgt mit der gleichen Geduld die Püffe und die Unbilden, denen er durch die Äste auf den Rücken ausgesetzt ist. Nach zwei Minuten sieht der Wagen aus, als wäre er mit Holz vollgestopft.



*Die Zeit der Lebensmittelknappheit
in Wien (1919)*

*Holz sammeln im Wienerwald
(1919/20)*



Natürlich wird dabei geschrien und geschimpft, man erobst sich, beschwert sich, aber das ist alles nicht so schlimm, das ist nicht so gemeint, das ist so nachbarlich harmlos und dumm und stumpf – hier gibt es gar keinen Protest, man begleitet nur die tägliche Prozedur mit Worten, als singe man bei der Arbeit, damit alles fröhlicher von der Hand geht.

Die andere Hälfte der Bevölkerung verkauft das Holz weiter. Für zwei Kronen das Kilo. An den Bahnhöfen stehen junge Burschen mit Handwagen und Säcken. Auf den Straßen fahren Wagen mit Holz. Willst du heizen, begib dich auf die Straße, halte das erstbeste Wägelchen an und zahle, feilsche, zahle und zahle. Das Holz ist freilich ungeschnitten, ungehackt. Für das Zerkleinern zahle nochmals. Für das Herauftragen zahle wiederum. Ehe das Holz in die Wohnung gelangt, ist es zur Hälfte zusammengeschrumpft. Dann gib ein hohes Trinkgeld, spendiere ein Glas Wein, schüttele dem guten Mann die Hand und bedanke dich. Und sei froh, daß du überhaupt etwas hast.

Mit dem Essen ist es ebenso. Was man wöchentlich erhält, reicht bei größter Bescheidenheit – quantitativ und qualitativ – für ein einziges ärmliches Abendessen. Pro Person gibt es einen Laib Brot (ein Laberl), und obwohl ich hier eine zweijährige Schule der Not durchgemacht habe, ist es mir nicht gelungen, diese gelbe, harte, alte, schimmelige „Gottesgabe“ hinunterzuschlucken. Es bleibt nichts übrig, als sich Lebensmittel beim Schleichhandel zu besorgen, der hier vielleicht mehr als anderswo blüht. In der Stadt unten gibt es Delikatessengeschäfte, wo hinter dem Schaufenster ein paar Äpfel oder etwas Johannisbrot liegen – anstandshalber. Der Ladentisch ist leer, die Körbe und Fässer sind leer, und trotzdem ist das Geschäft voller Leute. Diese Leute gehen jedoch nicht zum Ladentisch und verlangen, wie das in einem Geschäft üblich ist: Geben Sie mir das und das! Vielmehr flüstern sie dem Verkäufer etwas zu, dieser flüstert zurück, nach einer Weile Gewisper holt er ein Päckchen, nimmt das schon abgezählte Geld entgegen, und der Kunde geht. Ein Unbekannter bekommt nichts. Ein Vertrauter bekommt hier Likör, Wein, Schokolade, Fleisch, Schinken, Geflügel, Wurst, alles, was er möchte. Aber frage nicht nach dem Preis! Nimm das Päckchen, der Preis wird geflüstert, zahle und sieh zu, daß du verschwindest.

Unlängst begab ich mich auf Pilgerschaft nach Brot. Zu allen Krämern, Bäckern, Milchhändlern, Kellnern – völlig vergeblich. Bis

mir eine Frau riet, ich solle auf die Brotbörse zum Gürtel gehen. Bei der angegebenen Adresse fand ich ein Weinstübchen, das völlig von blauem Rauch vernebelt war, so daß ich fast nichts sehen konnte. Der Raum ist voller Menschen. Alle stehen. Ab und zu geht jemand von einem zum anderen. Alle reden und schreien, alle handeln. Hier bekommt man alles. Hier bekommt man Brot – freilich einen! Laib übelriechendes, schimmeliges Brot für 50 K.! Ein kg Mehl kostet 50 K., ein kg Reis 80 K., ein Ei 8 K., eine Kerze 8 K., ein kg Butter 200 K., ein kg Fleisch 150–250 K., eine Gans 1000 K.! Kohle, Holz, Lebensmittel, Stoffe, alles zu Wahnsinnspreisen. Und das Bemerkenswerteste ist: Alle, die hier verkaufen, sind ausnahmslos Arbeiter. Ich stand mitten im Raum, erstaunt darüber, daß sich die Welt nicht einmal, sondern dreimal umgekehrt hat, und eigentlich niemand mehr weiß, wo oben und wo unten ist! Die ganze Welt dreht sich um die Arbeiterschaft, alle Zeitungen, alle Versammlungen, alle Vorträge. Alle rufen nach Hilfe, nach Hilfe für das Proletariat, nach Hilfe für die rachitischen Kinder, die zu fünft, zu acht in einem Zimmer mit zwei Betten vegetieren, nach Hilfe für die durch Not verschuldete Prostitution! Wir alle, fast alle, sind einverstanden, begeistert, hilfsbereit – und hier sind Arbeiter, die einen Haufen Geld haben, die begehrte Dinge zu höchsten, schamlosesten Preisen verkaufen; es sind Hunderte und Tausende; nirgendwo eine Spur von Not. Sie haben Pelze. Sie haben gute Schuhe, haben freie Zeit, haben Geld. Ich kenne mehrere Familien, darunter eine dreizehnköpfige. In ihren drei jeden Tag geheizten Zimmern ist es viel wärmer als in meinem einzigen, und niemals würde es zum Abendessen das geben, was ich koche – einfach, weil sie damit nicht zufrieden wären. Zum Frühstück trinken sie Milchkafee und essen weiße Semmeln, und alle dreizehn haben rote, volle Gesichter, von Unterernährung ist nicht das geringste zu merken. Der Wiener Arbeiterschaft geht es nicht schlecht, wahrhaftig nicht! Es sei ihr gegönnt. Schlimmer steht es um die Staatsdiener, um die Menschen mit kläglichen Gehältern und zahlreichen Familien, die Postbeamten usw. – hier findet man vielleicht die größte Not, wenn sie auch nicht sichtbar ist! Dann die vielen, die keine Arbeiter sind, die vielen Witwen, Krüppel, Straßenkehrer, Briefträger, kleinen Handwerker – diese Familien vegetieren wirklich in Favoriten und Ottakring in muffigen Zimmern mit Wäscheleinen voller Lumpen. Dort herrscht angstvolle, nackte Not! Dabei spielen in Wien fünfzehn Theater, die trotz der enormen Preise täglich ausverkauft sind.

(Eine Loge zur Strauss-Premiere „Die Frau ohne Schatten“ kostet 1000 K., für einen Parkettplatz in der Oper zahlt man bei der einfachsten Vorstellung 60 K.) Zwanzig Kabarettts, zwanzig Bars, viele Restaurants, in denen man nicht unter 200 K. zu Abend speisen kann, alles voll. Auf der Straße schreiend bunte Reklame für Vergnügungsstätten aller Art. Kinos und Kaffeehäuser, die es in jeder Straße gibt, überfüllt. Die Modegeschäfte in der Kärntnerstraße voller Menschen. Pelze, Kleider, Stoffe, Hüte, Schuhe. Ein Paar Schuhe 1200 K.! Horrende Preise für Wäsche, Kleidung, Handschuhe. Und dabei wird ständig hektischer und gieriger gekauft. Es gibt Leute, denen nichts teuer, modern und neu genug ist. Wien prahlt, Wien tanzt, Wien amüsiert sich, Wien singt und spielt Walzer und unsinnigere Operetten als je zuvor. Und dasselbe Wien siecht dahin, stirbt, ist voller Reparationskommissionen, und seine politischen Führer reisen in der ganzen Welt herum, um Hilfe zu erbitten. Die Züge fahren nicht, die Bevölkerung hat kein Brot, kein Mehl, keine Kartoffeln, Post, Telephon, Telegraph, alles funktioniert mit Müh und Not, unglaublich langsam, in Krankenhäusern und Kliniken liegen die Patienten in zerrissener Wäsche, und in den Gefängnissen brüllen die armen Verbrecher vor Hunger und Kälte so laut, daß die Menschen, die in der Nähe wohnen, nicht schlafen können!

Dabei sind Lokale und Spielbanken, wo Hunderttausende verdient werden, bis zum Morgen geöffnet, dabei werden an der Börse erstaunliche Geschäfte mit Valuten gemacht. Tausend Kronen bedeuten nichts. Weder für einen Geschäftsmann noch für einen Neureichen, einen Restaurateur, einen Kaffeehausbesitzer, einen Kunden oder einen Dieb. Für tausend Kronen bekommt man eine Bluse, ein Paar Schuhe, fünf Kilogramm Speck. Noch voriges Jahr konnte man mit einem Tausender im Monat auskommen, heutzutage reicht er nicht für eine Woche.

Wien ist toll – oder ist die Welt toll? Wien liegt in den letzten Zügen seines Ruhms, und was diese Stadt noch am Leben hält, ist die alte Tradition einer Großstadt, ist der Umstand, daß schon jahrelang alles in Betrieb ist, daß öffentliche Gebäude, Hotels, Restaurants, Bars und Theater vorhanden sind, daß der ganze Mechanismus auch dort funktioniert, wo Leerlauf herrscht. Aber am schlechtesten geht es hier uns, uns Tschechen. In Böhmen ist unsere Heimat, und hier sind wir gezwungen, die Last anderer mitzutragen, ohne daß uns die Unrigen ein bißchen beistehen könnten!

Wäre es nicht möglich, für Angehörige der tschechischen Republik die Grenzen ein wenig zu öffnen oder Post und Verkehr zu erlauben? Wir durften aus der Heimat nicht einmal ein Stück Striezel, ein paar Krümel Mehl zum Fest bekommen. Mir blieb also nichts übrig, als Weihnachten wie ein Murmeltier unter dem Federbett zu verschlafen.

WIEN

[1922]

Seltsam, daß jede Stadt ihr Gesicht hat, ihren Geist, ihren klaren, deutlichen Ausdruck. Man findet ihn jedoch nicht, wenn man mit einem Reiseführer von einer Sehenswürdigkeit zur anderen zieht, die Namen der repräsentativen Gebäude erfährt und die Sammlungen und Denkmäler betrachtet. Schlendert man aber eine Weile durch die Straßen, beobachtet einen Schutzmann, spricht mit einem Dienstmann, einer Krämerfrau, einem Milchmann, und am Ende gründlich und lange mit einem Droschkenkutscher, rundet sich das Bild von der Seele einer Stadt ab. In Berlin kann man zum Beispiel mit einem Kutscher gar nicht reden und ein bißchen philosophieren, weder über Politik noch über Liebe, ein Berliner Kutscher ist einsilbig, erpresserisch, unfreundlich. Dagegen ist ein Wiener Kutscher goldig, lieb, wie alle Wiener dieser Schichten. Es ist einfach unmöglich, daß jemand keine Zeit zum Plaudern hat. Ein Beamter auf dem Steueramt fragt nach der Gesundheit der Kinderchen, und eine alte Marktfrau erzählt, daß ihr Seliger an Gicht gelitten hat. Deshalb ist mir diese Stadt sympathisch, manchmal erscheint sie mir freilich auch lächerlich. Vielleicht ist sie stumpf oder sogar in Zersetzung begriffen, nicht energisch; aber die Menschen sind lieb, gut und fröhlich. Sie wollen, ja, offenbar wollen sie anderen etwas Liebes antun. So kommt es vor, daß mich der Schaffner in der Elektrischen begrüßt und meinen Hut lobt, aber nicht aufdringlich, unangenehm, er will damit nichts bezwecken, er will nicht mehr und nicht weniger sagen, als daß ich einen hübschen Hut habe, der mir stehe, und darüber freue er sich. Ist das nicht reizend?

Niemals geschieht es, daß jemand, der um etwas bittet, auf der Straße grob abgefertigt wird. Fragt man nach einer Adresse, kommt jeder mit und plaudert, über das Wetter, über Valuten, über die neue Operette, er drückt einem zum Abschied die Hand, freut sich darüber, in dem häßlichen Leben eine Gelegenheit zu einem

Schwatz gefunden zu haben, und geht froh gestimmt weiter. Alle, auch die „gut gekleideten Leute“, beginnen leicht und ungezwungen ein Gespräch, freunden sich mit jedem an, der zufälligerweise an der Trambahnhaltestelle, am Postschalter, in einer Schlange nach Eintrittskarten wartet. Ich weiß nicht, was in Wien geschehen müßte, damit das Volk darüber keine Witze machte. Einen runden, allerliebsten Witz, den schon der Dialekt von selbst hervorbringt. Steht eine Elektrische eine halbe Stunde im Schnee, amüsiert man sich nirgendwo besser als in dieser Bahn. „A Kutscher kann a jeder wern, aber fahren kann man nur in Wean“, stimmte unlängst der ganze Wagen an, als die Elektrische wieder einmal „nicht weiter wollte“. Anderswo, in jeder anderen Stadt, würde die Regierung mit Schimpfworten überschüttet werden; in Wien lachen die Leute. Ist es schlechter so, ist es besser so, wer weiß das? Aber lustiger ist es allemal. Und Lustigkeit ist der erste Grundsatz Wiens. Lustig um jeden Preis, lustig trotz alledem. Nie werde ich begreifen, woher die Menschen diesen Frohsinn nehmen. Die Preise für Eßwaren, Kohle, Verkehrsmittel steigen täglich. Wirksame Hilfe kommt von nirgendwo. Das Leben ist bitter, schwer, voller Sorgen, voller Fehlschläge, voller Hoffnungslosigkeit. Und doch sieht man nirgendwo Verzweiflung. „Noch a por Jahr werden wir uns gffretten (durchschlagen), es wird schon besser wern“, sagte ein weißhaariger Greis zu mir, während er einen Rucksack mit Kartoffeln schleppte, nach denen er zwei Stunden gefahren war. Und das mit solcher Vertrauensseligkeit und Fröhlichkeit und guter Laune, als wäre er zwanzig Jahre alt und hätte Zeit genug zum Leben.

Diese gute Laune findet man überall, in einem teuren Nachtklokal und in einer Schenke in Grinzing, wohin die Wiener zu ihren berühmten Heurigen wandern. Zu der guten Laune gehört ein Klavier, gehören eine Gitarre und sentimentale Lieder. Wie sie gern lachen, weinen sie auch gern. Der Wiener hat Sinn für Vergnügen, da knausert er nicht. Er ist ein gutmütiger Materialist und ein leichtsinniger Optimist. Jeder Schuster trachtet danach, gut zu essen und gut zu trinken, wenn er seinen Laden schließt, und er will sich amüsieren, damit das Leben einen Sinn hat. Sonst freut ihn nichts. Er arbeitet weder mit Blick auf die Zukunft noch mit dem Willen, ein Ziel zu erreichen. Sondern damit es ihm gut geht. Seine Liebe zur Stadt, seine Liebe zum Volk ist oberflächlich, wie alles oberflächlich ist, auch die Tränen und die Witze und das Lächeln, sogar der kurze Kummer. Aber in seiner Oberflächlichkeit



*Heuriger in Sievering (Wien XIX.,
Agnesgasse 1), um 1923*

ist er gutmütig. Er gibt gern und teilt mit anderen. Er ist nicht habgierig und erpresserisch; er ist sehr aufrichtig, dumm offenherzig, und er schirmt sich mit seiner Dummheit auch dort ab, wo unsereinen die Wut packt. Deshalb wird man manchmal wütend. Man möchte jemanden schütteln, möchte schreien, auf diese Liedchen und die ewig gute Laune fluchen und etwas Tiefes, Schweres, Ernstes zutagefördern, herausschütteln. Aber würde niemals etwas finden. Und niemand würde begreifen, was man möchte. Das ist es: Vielleicht geht in dieser Stadt alles bergab. Vielleicht gibt es nichts, was nicht verrückt, verkehrt, verfehlt wäre. Vielleicht steht Wien – wieviele Jahre schon? – dicht vor einem Abgrund. Die Zeitungen schreiben das, und die Welt spricht davon. Trotzdem hat man das Gefühl, daß dieser Stadt nichts geschieht. Sie ist zwar in Gefahr, aber besitzt keine Tragik. Es gibt auch solche Menschen. Sie erleben schreckliche Schicksalsschläge und „überstehen“ sie, ohne zu zerbrechen. Ein anderer wäre von einem halb so harten Schlag niedergeschmettert, erledigt, tot. Aber ihnen geschieht nichts. Nicht etwa, weil sie so viel Kraft besäßen, um Leid zu ertra-

gen und zu überwinden, auch nicht, weil sie so zäh wären, um alles auszuhalten. Vielmehr haben sie keine Tiefe. Ein Schmerz weiß gar nicht, wo er sich eingraben sollte, er gleitet ab und verschwindet. So ist Wien. Stets geduldig, tanzend, nett, singend. Keineswegs aus Heroismus. Auch nicht aus Schwäche. Einfach „so“.

Wien ist eine angenehme Stadt, und wer sie durch und durch kennt, kehrt gern zurück, mit einem Lächeln; niemals mit Liebe, aber stets mit Sympathie, mit der Sympathie, die man beispielsweise einem närrischen, arglosen und etwas lächerlichen Menschen gegenüber verspürt, ohne ihn eigentlich gut zu verstehen. Etwa so, wie man jemanden liebgewinnt, der eine gelbe Krawatte trägt und Kanarienvögel züchtet. Es gibt solche Menschen. Sie sind immer irgendwie lieb. Schon deshalb, weil man über sie lächeln kann. In Wien bleibt man kühl, fremd, nicht betroffen, und trotzdem fühlt man sich recht wohl; wer hier jedoch leben müßte, würde die Stadt auf einmal hassen. In Wien gibt es keine tiefen Gedanken. Es gibt keine Ideen. Sie verflüchtigen sich wie Schatten. Menschen, die keine Trostlosigkeit angesichts des Todes kennen, sind am unbegreiflichsten. Nichts verbindet uns mit ihnen. Städte – gibt es noch irgendwo eine solche Stadt? – werden zu Feinden, wenn sie so sind. Man kann hier nicht arbeiten. Kann nicht denken und nicht leben.

Wien tötet Menschen, die etwas leisten wollen, auch diejenigen, die dazu die Fähigkeit haben. Weil sie nicht herausgefordert werden. Gerade weil die Stadt so nett und gutmütig ist, daß man auf ihrem Pflaster nicht verhungern kann. Weil sie die Menschen nicht geißelt, damit sie bluten, wie das fast jede andere Stadt tut. Solche Schläge schmerzen, aber glauben Sie mir, sie sind gesund. Wien ist jedoch ein Sumpf; es hat keine Kraft, um Lasten zu tragen. Es weicht ihnen aus. Und schiebt sie beiseite.

DIREKTZUG PRAG–WIEN

[1925]

Wir stehen auf einem Bahnsteig des Wilson-Bahnhofes und warten auf den Schnellzug, den Direktzug Berlin–Wien über Prag, ich und meine Feinde. Ein Feind ist hier jeder, und wir messen uns mit bösen Blicken. Wir sind Feinde, weil wir alle einen Sitzplatz haben wollen. Wir sind eine Räuberbande, die einen wehrlosen Zug überfällt, sobald er sich nähert. Die Dame mit dem plumpen Hut gehört

nicht dazu, sie hat nur ein Holzköfferchen und offenbar eine Fahrkarte dritter Klasse. Auch der Herr, der auf und ab geht, weil er als Gepäck lediglich eine Aktentasche hat und auf Legitimation höchstens bis Tabor fährt. Dagegen ist die Dame im Pelzmantel, die mehrere mit Zetteln aus Venedig, Brüssel und Paris beklebte Koffer besitzt, zweifellos eine Feindin. Sie fährt bestimmt über Wien. Große Koffer, kleine Koffer, Köfferchen und ein blauer Schleier über dem Gesicht, auf den ersten Blick sieht man, daß sie sich im Reisen auskennt. Sie wird ihre Ellbogen gebrauchen, wenn es nötig ist. Sie wird nicht gestatten, daß im Coupé geraucht wird, und wird Apfelsinen in Lederhandschuhen schälen. Bis zur Grenze wird sie tschechisch sprechen, hinter der Grenze deutsch. Der kurzbeinige Herr gegenüber trägt weiße Gamaschen und einen Anzug der Firma Kníže, Wien-Karlsbad; er kommt gerade vom Balkan und handelt mit Seide, im Coupé wird er sein flaches Mützchen abnehmen, mit dem er wie ein Engländer aussieht, und wird mich wie ein Franzose hofieren, dabei ist er in Wirklichkeit ein Jude. Die Frau auf der Bank hat ein Baby, das in fünf Windeln eingewickelt ist, sie wird ein Fläschchen mit Nuckel und Windeln und Gummiunterlagen auspacken und wird schschsch und bububu sagen, und sie wird behaupten, daß ihr kleiner Fratz nur heute und rein zufällig schreie und sonst still wie ein Engelchen sei. Feind neben Feind.

Aus dem Zug, der eingefahren ist, quillt eine Schar von Befreiten. Noch wenige Schritte, und sie sind auf der Straße, gehen wieder auf der Erde, öffnen Türen, setzen sich an einen Tisch. Drinnen ist eine Handvoll billiger Sieger geblieben. Das Coupé hat sich geleert, und sie haben die besten Plätze besetzt. Sie blicken uns an, als wären wir Einbrecher, und haben vornehme, artige Gesichter, auf denen geschrieben steht: Die Leute drängeln sich wie Gesindel! Sie tun so, als gehörten sie zur soliden, ungefährdeten Hälfte der menschlichen Gesellschaft. Sie sitzen auf ihren Fensterplätzen wie Herren im Auto, ein Stück eroberten Bodens unter den Füßen, und strahlen die Sicherheit und gemessene Würde von Besitzenden aus. Sieben von uns stürzen ins Coupé, sieben blutgierige Raubtiere, fünf gelingt es, ein Plätzchen zu ergattern, fünf Menschen verbünden sich in Solidarität gegen zwei, fünf gemeine, freundliche Lächeln erscheinen auf fünf satten Gesichtern und bedauern: leider besetzt.

Fünf Eindringlinge und ein Eingeborener, zusammen sechs, eine kleine Gruppe, eine Besatzung, die für sechs Stunden zu ei-

nem gemeinsamen Leben verurteilt ist. Alle wissen: Wir müssen miteinander auskommen und uns vertragen; das ist das beste, was wir tun können. Eben noch haben wir gedrängelt, geschubst, gerauft, getreten, gestoßen, haben uns wütend mit Blicken durchbohrt, jetzt sind wir auf einmal wohlerzogene Menschen der besten Gesellschaft. „Gestatten Sie, daß ich den Koffer über Ihren Sitz stelle?“ „Aber gern.“ „Ihre Tasche hat noch hier bei mir Platz.“ „Vielen Dank.“ „Vorsicht, gnädige Frau, Sie zerdrücken sich den Hut, wenn Sie erlauben, lege ich ihn aufs Netz.“ „Sehr liebenswürdig.“ „Wenn Sie mein Mantel stört, kann ich ihn oben unterbringen.“ „Aber keineswegs, wirklich, im Gegenteil.“ Wir sitzen da mit dem angenehmen und schmeichelhaften Gefühl, daß wir uns ausgezeichnet benommen haben, wie es sich eben auf Reisen schickt und ziemt. Wir betrachten uns gegenseitig mit Wohlgefallen, und mit kaum merklichem Lächeln geben wir einander zu verstehen, daß wir hier, wir sechs in dem kleinen Coupé, feine Leute sind. Das Gesindel, das sich drängelt, was wir einfach nicht begreifen, ist draußen geblieben.

Noch verabschieden sich die Menschen an den Fenstern von ihren Begleitern auf dem Bahnsteig. Keiner weiß, was er sagen soll, und schweigen paßt irgendwie nicht. „Grüß die Tante“, sagt einer, „und schreib mir gleich.“ „Nun bald werde ich auch da sein“, sagt ein anderer und zieht ohne Grund seine Uhr hervor. „Wir haben schon eine Minute Verspätung. Und Grüß die Tante“, fügt er hoffnungslos hinzu. Von fern ist Türeenschlagen zu hören, es wird gepfiffen, geschrien. Die Menschen auf dem Bahnsteig atmen befreit auf, zücken Taschentücher und strecken die Hände aus. „Grüß die Tante“, rufen sie. Zeitlebens sind die Menschen zu den Tanten nicht so aufmerksam, als wenn sie jemanden zum Zug begleiten.

Jetzt wissen wir nicht, wohin mit den Augen. Wir haben unnahbare Gesichter und sitzen steif da. Wir blicken aus dem Fenster, sinnieren, lesen Zeitung. Es ist still wie in der Kirche, der Herr in der Ecke schlummert. Der Schaffner kommt, sechs Hände reichen sechs Fahrkarten. Und wieder Stille. Bum-ta-ta, dröhnen die Räder. Draußen liegt eine langweilige Landschaft, hinter toten Feldern geht farblos die Sonne unter. Ein Bahnhof nach dem anderen huscht vorüber, jedesmal wundere ich mich: Hier leben also auch Menschen? Es kommt mir vor, als müßte ich über etwas nachdenken. Rhythmisch laufen die Gedanken durchs Hirn, bum-ta-ta, bum-ta-ta, aber sie ergeben keinen Sinn.

Die Grenze. Eine Stunde Aufenthalt. Sechs schweigende Menschen stehen auf und reichen sich die Koffer. „Verzeihung, das wollte ich nicht“, sagt ein Herr, der sein Köfferchen einem anderen auf den Kopf fallen läßt. „Das geht doch nicht anders“, behauptet gutmütig der Betroffene, und mit den Worten „diese verdammte Kontrolle“ bricht er das Eis. „So etwas Dummes“, ertönt es vom Fenster her. „Ich mache das jede Woche durch“, erklärt der Herr mit der Mütze. Sechs Menschen ist die Zunge gelöst worden. Der Zollbeamte gerät in ein Wespennest. Die sechs halten zusammen, das spürt man. Mit Wespensolidarität. Als sie wieder allein sind, schimpfen sie. Auf die Regierung, auf die Eisenbahn, auf die Zeitungen, auf die Republik. „Voriges Jahr bin ich im Schlafwagen von Berlin nach Paris gefahren ...“, erzählt ein Herr, und schon weiß man, daß er in Paris war und nobel im Schlafwagen gefahren ist. Sollten Sie nie im Schlafwagen gereist sein, machen Sie schnell ein Gesicht, als täten Sie das täglich, und sagen: „In Italien ist das ganz anders ...“ Da hast du’s, jetzt weißt du, daß ich in Italien war. Dann kommen Bekannte an die Reihe. „Habe ich doch neulich zu meiner Gattin gesagt, als sie vom Tee beim Herrn Minister kam ...“ „Ach, die Frauen sind alle gleich. Die Freundin meiner Gattin, die Frau Sektionschef ...“ Erstaunlicherweise fahre ich immer mit sehr vornehmen Leuten, ich weiß nicht, wie das kommt. Danach wird von der Familie erzählt. Die Väter nehmen aus der linken Brusttasche ihr Portefeuille und daraus eine Photographie ihrer Kinder. (Alle Väter der Welt tragen die Photographien ihrer Kinder an dieser Stelle bei sich.) „Das ist ja ein allerliebstes Bürschlein“, sagen Sie, „und wie selbstbewußt er dreinschaut.“ „Ich bilde mir bestimmt nichts ein“, erklärt der Vater, „aber er ist wirklich ein aufgewecktes Kind. Neulich hat er gesagt: Papa, deine Schuhbänder gucken vor! Deine Schuhbänder gucken vor, hat er gesagt. Ein lustiger Einfall, nicht wahr?“ Wenn Sie all das hinter sich gebracht haben, müssen Sie noch einige politische Ansichten über sich ergehen lassen. „Mein Herr, Sie kennen die Deutschen nicht. Die lassen sich das nicht gefallen. Ein Bekannter hat mir anvertraut“ – hier dämpft er die Stimme und reißt die Augen auf –, „daß sie einen Tunnel bis unter Paris graben. Dann wollen sie Paris in die Luft sprengen. Sie können mir glauben, mein Herr, er hat das mit eigenen Augen gesehen.“

Schließlich folgen noch einige Komplimente (das schon kurz vor Tulln). Der Herr gegenüber bietet Bonbons an, zwinkert und

sagt (wenn er ein fescher Kerl ist): „Gnädigste, ich kenne alle schönen Frauen in Prag, wie kommt es, daß ich Ihnen noch nie begegnet bin?“ Oder (wenn er mehr Familienvater ist): „Der Herr Gemahl wird schon ungeduldig warten, nun freilich, so ein allerliebste Frauchen.“

Der Zug fährt und fährt, Klosterneuburg, Nußdorf. Die Vorstadt. Die Räder sagen schon nicht mehr: Bum-ta-ta, bum-ta-ta. Sie fahren über Weichen, rattern ohne Rhythmus. Heiligenstadt, die ersten Häuser, die erste Elektrische. Sechs Menschen ziehen sich an, sechs Menschen suchen ihre Sachen zusammen, sechs Menschen stürzen zum Fenster. Für sechs Menschen ein Gepäckträger. „Hier meinen Koffer“, ruft der Herr mit den Bonbons und stößt mich in die Rippen. „Hier meinen“, schreit der Herr mit dem Tunnel unter Paris und reißt mir die Handschuhe aus der Hand. „Hier meinen“, brüllt der Herr mit dem aufgeweckten Jungen und den Schuhbändern und drückt mir den Hut auf die Ohren. Von rechts, von links strömen Menschen, schreien wie rasend. Ich falle aus dem Wagen mit abgerissenen Knöpfen, mit zerzaustem Haar, den Hut unter dem Arm. Der Herr aus Berlin tritt mir noch auf den Fuß. Dann wird es still.